

(Nachdruck verboten.)

17) Der Blauksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Es durchzuckte Käthe wie Feuerzglut, als sich ihre Finger berührten.

„Warum sagen Sie es mir denn nicht?“ fragte sie mit einem leidenschaftlichen Druck der Hand. „Es sind schlechte Nachrichten, nicht wahr? Gehen Sie fort von hier?“

„Jemand, der fortgegangen ist, wird nie wieder heimkehren,“ antwortete er.

„Ist es — Pete?“

„Der arme Pete ist nicht mehr.“

„Ihr Atem stockte. „Nicht mehr?“

„Ja, er ist tot,“ sagte Philipp.

Sie wankte, nahm sich aber rasch wieder zusammen. „Halt!“ sagte sie. „Ist's auch gewiß. Ist kein Irrtum möglich? Ist's wahr?“

„O — nur zu wahr.“

„Ich kann jetzt die Wahrheit ertragen — doch später — heut nacht, morgen früh — könnte mich's töten, wenn . . .“

„Nein — Pete ist tot, Käthe. In Kimberley ist er gestorben.“

„Philipp!“

Sie brach in wildes, krampfhaftes Weinen aus und barg ihr Gesicht an seiner Brust.

Er schlang die Arme um sie, weil er sie damit zu besänftigen glaubte. „O, seien Sie tapfer. Halten Sie sich aufrecht. Es ist ein furchtbarer Schlag. Ich hätte es nicht so plötzlich sagen sollen. Mein armes Mädchen! Mein wackeres Mädchen!“

Sie schmiegte sich an ihn wie ein geängstetes Kind. Thränen drangen aus ihren festgeschlossenen Augenlidern hervor. Vier Jahre lang hatte sie Zurückhaltung geübt, jetzt öffneten sich die Schleusen auf einmal und sie drückte ihm einen Kuß auf die Lippen.

Vor Wonne bebend und in dem beseligenden Gefühl der Erlösung nach vier Jahren der Heuchelei und des Verrats gab er ihr den Kuß zurück, und sie lächelte beide unter Thränen.

„Armer Pete, armer Pete, armer Pete!“

XI.

Bei Käthens heftigem Schluchzen hatte César sein Drehzeug hingeworfen; er war hochend näher getreten, und der schwarze Tom war vom Dache heruntergerutscht. Nancy kam mit dem Korbe zurück und Grannie trat aus dem Hause.

César hob feierlich die Hände empor und sagte: „Nun, Ihr Weiber, beherrscht Euch und hört zu, während ich rede: Peter Quilliam ist in Kimberley gestorben.“

„Gott stehe uns bei!“ schrie Grannie.

„Herr meines Lebens!“ schrie Nancy.

Beide Frauen gingen ins Haus, zogen die Schürzen über den Kopf, setzten sich nieder und wiegten sich hin und her.

„Ach, der arme Junge! Der arme Junge!“

Käthe wankte totenbläß herein, und die Frauen eilten herbei, sie zu trösten. Mit ihrem teilnehmenden Klagegestöhn machten sie größeren Lärm als Käthe mit ihrem Schluchzen.

„Still! Mach gute Miene dazu, Mädchen!“ sagte der schwarze Tom. „Ein Staatsmädchel wie Du wird rasch einen andren kriegen und ihr Bräutlied singen, eh' man sich's verfielt.“

„Schämt Euch was, Mann! Seid Ihr betrunken wie Mackilha,“ rief Nancy. „Ist's nicht Euer eigener Enkel?“

„Käthe wird nie wieder einen finden wie ihn,“ klagte Grannie. „Ach, der gute, der herzige Junge.“

„Wer weiß, vielleicht hat er selbst eine andre gehabt,“ murkte der schwarze Tom. „Aus den Augen, aus dem Sinn! Junges Schiffsvoll hängt auf jeden Baum seine Pumpen.“

Man half Käthen hinauf in ihr Zimmer. Philipp nahm Platz in der Küche. Die Nachricht verbreitete sich wie ein

Lauffeuer, und die Schenkstube war in fünf Minuten gefüllt. Inmitten aller stand César, feierlich und gewichtig.

„Er hatte an jenem Abend, als er von uns Abschied nahm, seinen Hering umgekehrt,“ sagte er. „Mein Vater that dasselbe in der Nacht, da er beim Rumschmuggeln nach Whitehaven unterging. Ich hab' auch nie gesehen, daß ein Mann, der das gethan hat, am Leben geblieben wäre.“

„Du verwechselst das, Vater,“ jammerte Grannie. „Es war Mr. Philipp, der den Hering umkehrte. Der arme Junge, ach, der arme Junge!“

„Wie wäre das möglich, Mutter,“ sagte César geringerschäßig. „Mr. Philipp ist ja nicht tot.“

Doch Grannie hörte nicht zu. Sie nahm die Beileidsbezeugungen von einem halben Duzend Frauen in Empfang, die sich um sie geschart hatten. „Ich hab' es die Nacht, da er abfuhr, geträumt. Ich hörte einen schrecklichen Schrei — ganz gewiß. „Vater“, sagt ich, „was ist das?“ Es war gerade, als hätt' ich's mit angesehen, wie der arme Junge sein vorzeitiges Ende fand.“

„Nun ist er eingegangen zur ewigen Ruhe,“ sagte César. „Das Gras verdorrt, der Wurm stirbt nicht, und wir werden bald alle mit ihm im Himmel sein!“

„Um Gottes willen, Vater, sprich nicht so schreckliche Dinge,“ rief Grannie, an ihrer Schürze zerrend. „Sie fragen nach seiner Mutter, Madam? Ob sie noch lebt? Nein. Schon unter dem Rasen, ich weiß nicht wie lange. Lungentuberoze — die Arme!“

„Ich kenne ihn von Kindheit auf,“ sagte jetzt einer. „Es war beim Kreißelspiel, nein, es war beim Ballspiel . . .“

„Ich sah ihn am Morgen, da er absegelte,“ sagte ein andrer. „Ich stand gerade so . . .“

„Mr. Christian sah ihn zuletzt,“ stöhnte Grannie, und die Leute in der Schenkstube starrten mit ehrfurchtsvoller Scheu durch die Glasthür nach Philipp.

„Ich war ihm immer ganz väterlich gesinnt,“ sagte César, „nannte ihn nur meinen „kleinen Krauskopf“ und hing mit Leib und Leben an ihm. Er verdiente es auch. Vielleicht, daß seine Geburt ein bißchen anrüchig war, aber wie's im Sprichwort heißt: „Sagt mir nicht, was ich war, sagt mir, was ich bin.“ Und Pete war immer so rücksichtsvoll, einen höflicheren jungen Mann hat's niemals gegeben.“

Der schwarze Tom knurrte und spuckte. „Aber Ihr habt doch ohne Erbarmen auf den Jungen losgeschrien und eingehackt. Ihr wolltet ihn nicht länger im Hause dulden, und das war der Grund, warum er auf und davon ging.“

„Ihr habt ein schlechtes Gedächtnis, Thomas — ich habe das immer bemerkt,“ erwiderte César.

„Ihr werdet wohl läuten lassen und ihm die Leichenrede halten, nicht wahr, César?“ fragte ein andrer.

„Gewiß, gleich am nächsten Sonntag,“ gab César zurück.

„Das ist unmöglich, Vater,“ rief Grannie. „Wie soll da das Mädchen ihr schwarzes Kleid fertig haben.“

„Dann Sonntag in acht oder vierzehn Tagen oder den Sonntag nach der Melliah (dem Erntefest),“ beschwichtigte César. „Das Korn auf den Halmen wartet des Segens, aber ein toter Mensch ist darüber hinaus. O, ich will meines Amtes warten und die harten Herzen rühren; es ist Zeit, wie ein sterblicher Mensch zu sterblichen Menschen zu sprechen; ich will einen Text wählen, daß es eine Lehre und Warnung sein soll — Om! Wen da dürstet, der komme —“

Der schwarze Tom knurrte und spuckte aufs neue. „Das würde ich nicht sagen, César. Sie würden denken, Ihr wolltet sie freihalten,“ murmelte er.

Philipp wurde nach den näheren Umständen befragt, und er zog einen Brief hervor. Zonaique Jelly, John der Küster und Johnny der Konstabler waren inzwischen eingetreten.

„Lest Ihr es, Zonaique,“ sagte César.

„Erst eine reine Pfeife,“ sagte der schwarze Tom. „Wollt Ihr nicht dabei rauchen, César? Und ist nicht irgendwo ein Schluck Rum? Nein? Und nicht einmal ein Feller mit Zwieback und ein Tropfen Thee? Soll es denn ein Leichenbegängnis von Mähigkeitsjüngern werden?“

„Dies ist keine Zeit, bei Gelagen unjer leibliches Teil zu

erfrischen," sagte Cäsar streng. „Es ist Zeit zu Gebet und Lobpreisung.“

„Ich möchte auch gern ein paar Worte sagen," wagte der Konstabler bescheiden zu äußern.

„Meister Niphtightly," beschied ihn Cäsar, „seid nicht zu eifrig, Eure Gaben zu zeigen. 's ist Eitelkeit. Ich will selbst eine Andacht halten.“ Und Cäsar sprach ein Dankgebet für alle in Gottesfurcht und Glauben Dahingefchiedenen.

„Cäsar ist kein Mann von liberaler Besinnung, aber im Gebet ist er mächtig," flüsterte der Konstabler.

„Er ist kein Verschwender, wolltet Ihr sagen," meinte der schwarze Tom. „Ich habe ihn nie einen Schnaps für jemand bezahlen sehen.“

„Setzt zu dem Briefe, Zonaique," sagte Cäsar.

Er kam von einem der jungen Gills, die mit Pete abgereist waren und der diesem bisher als Brieffschreiber gedient hatte.

„Geehrter Herr," las Zonaique. „Mit Betrübniß und Schmerz schreibe ich diese wenigen Zeilen, um Ihnen Nachricht von dem armen Peter Quilliam zu geben . . .“

„Der arme Junge, ach, der arme Junge!" unterbrach Grannie ihn jammernnd.

„Da ich weiß, daß Sie sein Freund auf der alten Insel sind und er außer von dem Mädchen zumeist von Ihnen gesprochen . . .“

„Ach, der gute Jung . . .“

„Still, Frau . . .“

„Er hat hier viel Geld in den Diamantminen gemacht . . .“

„Und hat mir doch nie einen gelben Sovereign geschickt," sagte der schwarze Tom, „nicht einmal eine Hand voll Halpence. Was nützt es da, Enkel zu haben?“

Cäsar winkte mit der Hand. „Fahret fort, Zonaique. Es ist schlimm, wenn der trügerische Reichtum die Oberhand über einen Menschen gewinnt.“

„Wo war ich? O, hier, bei dem vielen Gelde. Doch freute er sich dessen nie . . .“

„Je mehr Geld, je mehr Sorgen," murmelte Cäsar.

„Sondern sprach mir immerfort vom Nachhausekommen und schmiedete Pläne, wie er es durchsetzen wollte.“

„Ja, daheim sieht sich's am besten," sagte Grannie. „Und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie der Bursche die Heimat liebte. „Hab' ich nur einen Teller voll Fleisch mit Kohl, so frag' ich nichts nach Kuchen und Reserven, Grannie," sagte er wohl. Ach der arme Junge, der gute Junge!“

„Was fragt die Nachtigall nach einem goldenen Käfig, wenn sie auf einem Zweig sitzen kann," warf Cäsar ein.

„Ist des Burschen Kiste schon da?" fragte John der Künstler.

„Da steht etwas drüber," sagte Zonaique; „die Leute sollten einen nur weiter lesen lassen.“

„Sie gehört mir," rief der schwarze Tom.

„Das werden wir mit der Zeit in Erwägung ziehen," sagte Cäsar und winkte Zonaique, fortzufahren.

„Er hatte schon seine Kiste zur Abreise gepackt, als sich vier Gauner, die unser Gehöft umschlichen und die Kaffern bestochen und verführt hatten, mit einem Beutel voll Diamanten dabonmachten. Desperates Gefindel! Daher sich denn auch niemand darum rih, ihnen nachgeschickt zu werden. Der gute Peter aber, der immer etwas stierköpfig war, lief augenblicks ins Bureau und meldete sich, — ob er ihnen nachsehen dürfte. Und fort ging's noch am selben Abend auf die Jagd, mit zwanzig Kaffern seiner eignen Truppe als Unterstützung. Auch keine besondre Gesellschaft und verdächtig, mit den Gaunern in Unterhandlung gestanden zu haben. Doch Peter schwor immer auf ihre Liebe, die mit jedem Tage dicker und fester würde, wie saure Milch. „Die Liebe zu ihrem Kapitän war ihr steter Gesprächsstoff und wird es bis zu ihrem Tode bleiben," sagte Peter.“

„Er nahm das Wort an, wie durstiges Land den Regen schluckt," bemerkte Cäsar. Peter Quilliam und ich hatten eine unbändige Freude an einander. „Lebe wohl, Vater," sagte er, und er schüttelte mir fürchtbar die Hand — doch fährt weiter fort, Zonaique.“

„Das war vor vier Monaten und es ist erst vierzehn Tage her, daß acht seiner Kaffern zurückkehrten.“

„O, Du mein Gott!" — „Nun, nun" — „Jammervoll, jammervoll!" — „Still da!"

„Sie konnten die Gauner erst weit drinnen im Lande einholen; da brachte sie Peter zum Stehen. Sie hatten

aber Winchester-Repetirgewehre, und Peters Leute vermochten die Mündung einer Flinte nicht vom Halse einer Schnapsflasche zu unterscheiden. Der Anführer der Rotte legte sein Gewehr auf Peter an und schrie wie ein Oberamtman auf ihn ein: „Du thätest besser, wieder dahin zu gehen, woher Du gekommen bist.“ — „Nicht unterzöglich," rief Peter und streckte ihn nieder. Dann gab es einen Rauch, wie in einer Schmiede am Beschlagtag¹⁾ und „Geht Fersengeld Jungen!" rief Peter. Und wenn die Schlingel Peters auch nicht beim Schießen gleichkommen konnten, so thaten sie's ihm doch beim Laufen zuvor. Das letzte, was sie von ihm hörten, war, daß er, von den Schüssen der Gauner verfolgt, hinter ihnen laut aufschrie: O, o! Es ist aus! Ich bin hin! Kehrt heim und bringt die Kunde, Jungen — o, o!“

„Freue Dich nicht, meine Feindin, daß ich daniederliege, ich werde wieder aufkommen, Selah!" sagte Cäsar.

(Fortsetzung folgt.)

Gefiederte Ton- und Sprechkünstler.²⁾

Mit der Beschreibung und Bewertung des Naturgesanges oder einer durch Uebung erworbenen musikalischen Leistung eines Vogels hat es eine eigne Bewandnis. Es fehlen uns nicht nur die Mittel, um die Art einer individuellen Gestaltung des vorgetragenen Gesanges einigermaßen zu bestimmen, sondern wir entbehren sogar eines brauchbaren Schemas, irgendwie zuverlässiger Symbole, um diesen nach Text und Melodie fixieren zu können, denn die Weisen eines Vogels lassen sich nicht immer als melodisch gegliederte Tonfolgen auffassen und in Notenschrift umsetzen. Selbst ein so deutlicher und für das durchschnittliche Gehör scheinbar so einfacher Laut wie der bekannte Kuckucksruf, läßt sich nicht vernemenschlichen. Drehm versichert uns, daß der Stuck nicht „kuk-kuk", sondern „uh-uh" rufe, andre glauben wieder ein „Gu-gu" herauszuhören — ein Beweis, daß sich unsre Vokale und Konsonanten zur Wiedergabe der Vogelsprache gar nicht eignen.

Die mit einem hervorragenden Stimmorgan begabten Vögel lassen sich nun in drei Gruppen sondern, nämlich in eigentliche Sänger, in Spötter oder Imitatoren und endlich in Sprechkünstler. Die Einteilung hat natürlich nur einen schematischen Wert. Denn es erweisen sich viele Spötter zuweilen als ausgezeichnete Sänger, und die sogenannten Sprechkünstler sind im Grunde genommen nur Imitatoren artikulierter Laute. Die zu den edelsten Sängern gezählten Arten werden von Kennern und Liebhabern verschieden hoch bewertet, je nachdem das Hauptgewicht auf den Vortrag, insbesondere die Reinheit und Fülle der Töne, oder auf Reichhaltigkeit und Abwechslung der Melodie gelegt wird. Im großen und ganzen ist man sich jedoch über die Reihenfolge der ihrem Gesange nach zu bewertenden Vögel einig. Das Hauptkontingent für dieselben stellt die Ordnung der Insekten- oder Weichfutterfresser dar. Die Körnerfresser, zu welchen bekanntlich auch der Kanarienvogel gehört, besitzen durchweg eine viel zu kurze und gleichmäßige Melodie, als daß man sich für ihren an sich nicht zu unterschätzenden Gesang besonders erwärmen könnte. An die Spitze aller Sänger stellt man seit jeher den S p r o s s e r oder die Amachtigall als Königin und Meisterin des Vogelliedes voran. Die gefangliche Leistung eines Sprossers kann indessen je nach dem Alter des Vogels, seiner individuellen Veranlagung, besonders aber je nach seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten Vokalrasse von sehr schwankendem Werte sein. Als die besten Sprosser gelten diejenigen einiger eng begrenzter Distrikte Rußlands und anderer nordischer Länder, während die Sprosser südlicher Herkunft weit weniger beliebt sind. Besonders wertvoll, leider verhältnismäßig selten, sind solche Vögel, welche außer dem für ihre Rasse besonders charakteristischen Gesange noch den Schlag der Nachtigall nachahmen und ihn gesondert wiedergeben.

Dem Sprosser sehr nahe verwandt und ihm im Gesange beinahe ebenbürtig ist die gewöhnliche N a c h t i g a l l. Ihr metallisch klingender Gesang bewegt sich zum Teil in langen, zuweilen unendlich weichen und den andächtigen Zuhörer geradezu melancholisch stimmenden Flötentouren. Als dritter im Bunde der gefiederten Sängerkünste stellt sich den beiden vorgenannten die Singdrossel oder Zippe hinzu. Der Gesang guter Vögel dieser Art weist etwa ein Duzend verschiedener Strophen auf. Mit dem S c h w a r z p l ä t t c h e n oder der M ö n c h s - G r a s m ü c k e ist die Zahl wenigstens unsrer einheimischen Meisterlieder so ziemlich erschöpft.

Uebrigens erfüllen die uns näher bekannten exotischen Singvögel hinsichtlich ihrer gesanglichen Leistungen keineswegs die Erwartungen, die man in Anbetracht ihrer üppigen Lebensbedingungen und ihrer oft bestechenden Farben an sie zu stellen geneigt sein

¹⁾ Hooping-day, der Tag, an dem die Fässer mit eisernen Reifen beschlagen werden.

²⁾ Aus: „Nertus", illustrierte Wochenchrift für Tier- und Pflanzenfreunde, für Sammler und Liebhaber aller naturwissenschaftlichen Zweige. Altona-Ottensen, Chr. Adolff.

könnte. Als bester unter den bekannten und bei uns häufiger eingeführten exotischen Sängern gilt die in Indien einheimische *Schama-droffe*, welche in ihrem Habitus von unsern bekannten Drosselarten ziemlich abweicht. Dieser Vogel ist außerdem ein ganz ausgezeichnete Spötter, der den Schlag unsrer edelsten Sänger mit derselben Virtuosität wiederzugeben vermag, wie die Melodie irgend einer ihm vorgepiffenen Strophe.

Unter den exotischen Imitatoren verdient nächst der amerikanischen Spottdrossel eine ganz besondere Beachtung der *Veo*. Wer ein paar Laute von diesem seinem ganzen Wesen nach äußerst interessanten Vogel zum erstenmale vernimmt, der sucht sich vergebens einen klaren Begriff davon zu machen, welche Laute der Vogel wohl in der freien Natur hervorbringen möge. Denn der gesungen gehaltene *Veo* ahmt das Knarren einer Thür, das Miauen einer Katze, das Räuspern eines Menschen, ja alle erdenklichen artikulierten Laute selbst ohne Aufwand einer besonderen Mühe für seine Umrichtung täuschend nach. Im Sprechen und Pfeifen leisten einige Individuen geradezu erstaunliches. Im übrigen spielt die individuelle Veranlagung beim *Veo* sowohl, bei allen hier besonders aufgeführten Vögeln eine große Rolle, wie denn die Scheidung zwischen Stumpfern und Virtuosen zu den dem Vogelliebhaber geläufigsten Gepflogenheiten gehört.

Unter den einheimischen Vögeln sind als gewandte Imitatoren fremder Vogelstimmen einige Bürgerarten, insbesondere der rot-rückige Bürger, hoch geschätzt. Auch unser gemeiner Star sucht uns zuweilen für seinen nichts weniger als angenehmen Naturgesang durch Verflechten desselben mit den Strophen einer Amsel oder eines andren Vogels empfänglicher zu machen; besonders gefallen kann er uns jedoch nur dann, wenn er auch einige deutlich gesprochene Worte zum besten geben kann. In dieser Hinsicht steht er allerdings mit samt seinen entfernteren Verwandten, wie Ufster und Eichelhäher, bedeutend zurück hinter den durch ihre Intelligenz und den eigenartigen Bau ihres Stimmorgans zum Nachsprechen menschlicher Worte wie geschaffenen und zu dieser Thätigkeit schon im Altertum abgerichteten Papageien.

Wenn auch die überwiegende Mehrzahl der Papageienarten mehr oder weniger gut sprechen lernt und zuweilen einzelne Individuen selbst solcher Arten hervorragendes leisten, an die man nur bescheidene Ansprüche zu stellen pflegt, so wird einigen bestimmten Gattungen ein besonderes Sprachtalent beigelegt und auf die Umrichtung derselben eine besondere Sorgfalt verwandt. Als der am meisten sprachbegabte Papagei gilt allgemein der Graupapagei oder *Jako*, der sich einer geradezu historischen Berühmtheit erfreut. Einem gut veranlagten *Jako* ist ein Sprachschatz von 100 Worten und darüber, die er in ganzen Sätzen und so deutlich wie ein Mensch ausspricht, beizubringen; er lernt singen, einen Hund zu rufen oder aufseifen, das Gespräch mehrerer Personen täuschend zu imitieren und dergleichen mehr.

Dem *Jako* ziemlich ebenbürtig sind die prächtig gefärbten, leider verhältnismäßig selten bei uns importierten Breitschwanzloris. Diese Vögel zeichnen sich außerdem durch ihr ruhiges Wesen aus, ein Vorzug, der den als Sprachkünstler ebenfalls hochgeschätzten Amazonenarten weniger eigen ist. Unter der artenreichen Gattung der Amazonen gilt als besonders talentiert der große Doppelgelbkopf; aber auch die gewöhnliche grüne oder Rotbunamazone, welche am häufigsten auf unsern Vogelmarkt gelangt, lernt in der Regel sehr gut sprechen und erfreut sich darum als Stubenvogel weit und breit einer großen Beliebtheit.

W. Jagodzinsky.

Kleines Feuilleton.

— Die Entwicklung der Uhrenindustrie. C. Diegshold, Direktor der I. I. Fachschule für Uhrenindustrie in Karstein, schreibt in der Wiener „Neuen Freien Presse“ über die Uhrenindustrie: „Die heutige Massen-Uhrenfabrikation bemittelt vornehmlich selbstthätige Maschinen. Von dieser Art der Erzeugung kann man aber erst von Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ab sprechen. Die erste mit selbstthätigen Maschinen ausgestattete Uhrenfabrik hat Ingold 1842 in England eingerichtet. Das englische Parlament verbot jedoch den Betrieb in der Erwägung, daß eine derartige Fabrikation den Uhrmacher benachteilige. Ingold mußte ohne jede Entschädigung die Frucht jahrelanger rastloser Geistes- und Handarbeit verlassen, um in der Schweiz Aufnahme und einen neuen Wirkungskreis zu finden. In den 50er Jahren begann die Gründung der amerikanischen Uhrenfabrikation, in denen entweder Schwarzwälder-Uhren, oder Pendeluhren oder Taschenuhren in riesigen Massen erzeugt wurden. So liefern die drei größten Fabriken je 3000, 1500, 1000 Taschenuhren täglich. Später richtete sich die Großfabrikation in Deutschland mit selbstthätigen Maschinen der Uhrenfabrikation ein, und es bestanden im Schwarzwald Fabriken, welche täglich 5000, 3000, 2000 und so weiter Uhren herstellen. Regulatureure liefern die jetzt vereinte Pendeluhren-Fabrik Freiburg in Schleitheim. In Europa hielt man noch lange die maschinelle Herstellung aller Teile der Taschenuhr für unmöglich, bis die Ausstellung in Philadelphia 1876 zeigte, daß man auch die feinsten Teile so ausführte. In Damenuhren haben die Uhrmacher nur $\frac{1}{10}$ Millimeter Stärke, wie sie etwa ein feines Damenhaar besitzt,

und Schraubchen kommen vor von Knapp $\frac{1}{10}$ Millimeter Dicke, so stark wie ein Männerbarthaar. An zweiter Stelle kommt erst England, welches selbstverständlich heute auch vielfach mit selbstthätigen Maschinen arbeitet. Auch in der Schweiz haben letztere ihren Einzug gehalten, doch wird noch ein Gutteil der Fabrikation in weitest geteilter Handarbeit betrieben. So zum Beispiel erfolgt die Ausführung der polierten Stahlplättchen durch die Hände von sechs verschiedenen Personen, die in eben so viel Werkstätten thätig sind. Trotzdem macht auch hier die Maschine mit ihren gleichmäßigen, durchaus gleich großen Produkten, welche die Auswechselbarkeit der Teile ermöglicht, ständig Fortschritte. Der Großhandel braucht eben möglichst gleichartige Uhren, von Specialitäten abgesehen, welche indes nicht ausschlaggebend sind. Frankreich erzeugt Regulatureure, Kamenuhren (Pendules), Reise-Uhren, Küchenuhren, Taschenuhren, von denen Paris vornehmlich die ersten drei Gattungen liefert. Die Massenfabrikation anderer Uhren verteilt sich auf jene Departements, die an die Schweiz grenzen. Der Mittelpunkt derselben ist Beaumont, wo das große Haus Japy Frères seinen Sitz hat und etwa 60 000 Menschen beschäftigt. Es liefert Kaffeemühlen, Holzschrauben, Küchenuhren in Blechgehäusen und Taschenuhren, alle Qualitäten bis zum Taschenuhrenchronometer. Küchenuhren dürfen täglich 1000 Stück erzeugt werden und ebensoviel Taschenuhren. Auch andre große Uhrengeschäfte sind dort etabliert. Selbstverständlich bilden auch hier automatische Maschinen das Rückgrat der Fabrikation. Diese wirken heutzutage nicht nur für sich, sondern miteinander, so daß nur die erste Maschine vom Arbeiter das Material erhält, aus der letzten aber der fertige Gegenstand hervorgeht. Welche Uhrenmassen heute der Weltmarkt verbraucht, erhellt daraus, daß es Fabriken giebt, bei denen Aufträge über 30 000, 50 000 und 80 000 in einem Bestellbriefe erteilt werden. Die Kunst der Erzeugung hält hier der Kunst des Verkaufes die Wage. —

Theater.

Neues königliches Opernhaus (Kroll). Meister-spiele „König Lear“. — Nach Frau Medelsky, der jüngsten Kraft des Wiener Burgtheaters, sind nun auch Vaumeister und Sonnenthal, die durch Jahrzehnte hin berühmten Altmeister der Wiener Bühnenkunst, im Rahmen der Meisterpiele aufgetreten, jener als Richter von Salamea, als Wachtmeister Werner und Patriarch, dieser als Nathan und als Lear. Eine Welt trennt beide Greisenrollen; den nachdenklich gütigen, in jede fremde Eigenart und jeden fremden Glauben feinsinnig eindringenden, den sachlichen, den gerechten, den pietätvoll schonenden weltklugen Philosophen Lessings, unter dessen freundlicher Leitung alle zarten Regungen der Kindesliebe sich in Rechas Seele zur schönsten Blüte frei entfalten mußten, und den lammhaft-subjektiven, den blind und ziellos aufbransenden, den herrisch-hüftigen Vater der Goneril, der Regan und Cordelia. Um so größer die Kunst, die den polarisch entgegengesetzten Naturen gleichmäßig gerecht zu werden weiß! Sonnenthal war ein trefflicher Lear, wie er ein trefflicher Nathan war. Freilich man könnte sich auch einen andren Lear denken, einen durch die Last der Jahre weniger gezähmten, einen königlicher einerschreitenden, dessen Leidenschaften in viel machtvoll-furchtbarerem Ausmaß sich entladen. Aber ob dieser andre mehr dem Sinne der Shakespearischen Dichtung entsprochen hätte, als die stillere, die schon geübte, die während hilflose Gestalt Sonnenthals mit den in der Erregung hin und her zitternden Fingern, ist noch die Frage. Gründe lassen sich für und gegen aufzählen; darüber zu reden würde erst lohnen, wenn uns ein solcher Lear auf der Bühne einmal lebhaft gegenüber träte. Jedenfalls hat Sonnenthal, so wie er den König aussagte, ein durch und durch geschlossenes, mit feinstem Kunstverstande abgetöntes Charakterbild geschaffen.

Er betonte überall das menschlich Sympathische. Etwas Herzgewinnendes lag in der Stimme und in dem feinen, leicht geröteten, so erregbaren Antlitz mit den buchtig überhängenden Brauen und dem weißen Silberbart. Auch wo die Züge sich im Krampf des höchsten Hasses zusammenzogen, blieb ihnen ein Schein des Edeln. Die Szenen mit den Töchtern, die anschwellende, erst zurückgedrängte und dann nach erschütterndem Schmerz durchbrechende Empörung gegen Goneril und Regan und das Wiederfinden mit Cordelia waren die Höhepunkte seines Spiels. Weniger wirkte die Scene im Gewittersturm auf der Heide. Hier fehlte jene Macht des Elementaren, die unwillkürlich in den Damm Grausig-Schauerlichen hinein zwingt.

Das Publikum bereitete dem berühmten Gast nach jedem Fassen des Vorhangs stürmische Ovationen. Ihm gehörte der ganze Erfolg des Abends. Die andern Rollen boten, so knapp, wie sie von Shakespeare skizziert sind, wenig Gelegenheit zur Entfaltung eigenartiger Darstellungskunst. Ein wärmeres Interesse wußte nur Herr Bolmer vom Schauspielhaus als scherzhaft-erister Hofnar zu erregen. Er brachte die Pointen dieser kleinen Rolle mit einer überraschend trefflicheren Kunst heraus.

König Lear ist ein verhältnismäßig seltener Gast auf unsern Bühnen. In einer starken, gleichmäßig anhaltenden Wirkung konnte es das Stück auch in dieser Aufführung nicht bringen. Die Schuld liegt nicht, jedenfalls sicher nicht allein, am Spiele. Der schwere historienhafte Ballast, den die Tragödie mit sich schleppt, die sich verworren kreuzenden, höchst flüchtig motivierten Intrigen, die Häufung sensationeller Begebenheiten, die auf uns nicht mehr

mit der Kraft von Sensationen wirken, die mancherlei, bloß zur Orientierung eingeschobenen Monologe, der fortwährende Wechsel des Schauplatzes, das uns so seltsam anmutende Verhandeln intimster Angelegenheiten vor großem Gefolge, das Springende der Handlung, all das und manches andre, was als ein historisch Bedingtes, Shakespeares genialen Intuitionen hier sich beimeinet, tritt bei der Zug um Zug das ganze Werk verführerischen Aufführung viel störender hervor als bei der Lektüre. Der Leser hat den Vorteil, daß er am Kleinen rasch vorüberzweilen kann, um bei dem Großen desto länger zu verweilen. —

„Schall und Rauch“. — Das kleine Theater Unter den Linden wartete Dienstag mit drei neuen Einaktern auf, die den vollen Weisheit des zahlreich erschienenen Premierenpublikums fanden. In Kostümen singt „Der Fall Moncel“, welcher den Abend einleitete, an und aus. Sein Verfasser, der Franzose George Mitchell, läßt die Zuschauer an einer düsteren Pariser Gerichtsscene teilnehmen. Louis Moncel, ein durch allerlei Lebensschicksale herabgekommener Mensch, steht vor dem Untersuchungsrichter Pascal Gérol. Es handelt sich um einen Brand, den Moncel vorzüglich in seiner einstigen Wohnung gelegt hat, um sich in den Besitz einer beträchtlichen Möbelversicherungssumme zu setzen. Diese Thatsache ist durch polizeiliche Erhebungen festgestellt. Allein Moncel hat jedes Geständnis verweigert. Vielmehr besteht er darauf, mit dem Untersuchungsrichter unter vier Augen sprechen zu wollen. Dieser giebt, obwohl erstaunt, dem Ansuchen Folge. Polizist und Gerichtsreiber verlassen das Zimmer, und nun enthüllt Moncel dem Richter nicht sein Verbrechen, o nein, sondern eine peinliche Familiengeschichte. Die einstige Jugendgeliebte Moncels war Pascal Gérols Mutter. Es stehen sich also Vater und Sohn gegenüber. Eine fürchterliche Thatsache, an der, wie Moncel durch Briefe und Photographien nachweist, absolut nicht zu zweifeln ist.

Der „Fall“ wäre ja nun einfach. Moncel will freikommen von ihm drohender mehrjähriger Gefängnisstrafe, und Pascal Gérol darf es nicht zu einem öffentlichen Skandal kommen lassen. Denn, würde bekannt, daß er der Sohn dieses Verbrechers ist, wer weiß, ob dies Faktum nicht seine richterliche Stellung gefährden könnte. Gérol versichert unter Eid, er werde die Untersuchung gegen Moncel niederschlagen und dieser liefert ihm nun die wichtigen Dokumente aus. Kaum aber ist das geschehen, so wirft sie der Richter ins Feuer — und das Verhör nimmt unter Hinzuziehung eines Irrenarztes, Doktor Lebon, seinen Fortgang. Warum? das werden wir gleich sehen. Pascal Gérol ist nämlich ein ehrgeiziger Streber, korrekter Jurist — und Gallante dazu. Was kann jetzt Moncel ihm noch anhaben, nachdem er ihn hinterlistig seiner Dokumente beraubt hat! Nun hat er's ja in der Hand, den Angeklagten einfach für verrückt zu erklären, sofern der, nachdem ihm die insame Täuschung zum Bewußtsein gekommen, schließlich doch ansprechen sollte. Wozu hat man als Jurist und obendrein als Untersuchungsrichter seine Erfahrung und seine Klünne! Und wozu ist eigentlich ein gerichtlich bestellter Irrenarzt da, wenn er nicht seine „Wissenschaft“ praktisch erproben darf! Das Ende ist also vorauszu sehen. Infolge der Schurkerei Gérols bricht Moncel in Maserie aus. Er nennt jenen einen Meineidigen, einen Schuft und Schurken, worauf er gepackt und in die Isolierzelle für Irre geschleppt wird. Wie man sieht, hat der Dichter hier einen sehr nachdenklichen Fall aufgezeigt, der sich wohl im Leben nicht gar oft abspielen dürfte, aber doch möglich sein könnte. Das nächste Stückchen heißt „Schöne Seelen“. Felix Salten, sein Ueber, hat es eine „Wiener Komödie“ genannt. Den Schauplatz der „Handlungen“ bildet ein Chambre séparé. Die „Heldin“ heißt Mieke Manhardt, eine wienerische Kolotte, der es trotz ihres horizontalen Gewerbes nicht an urweinerlicher „Gemüthlichkeit“ und an „Ganur“ fehlt. Seit vierzehn Jahren verkehrt sie hier allabendlich. Diesmal ist ein junger „Prinz“ ihr Begleiter. Sie aber und der Zahlkellner Heinrich sind eben die „Schönen Seelen“. Schließlich erklärt dieser Mieke zu seiner künftigen Frau. Nun, und da das Geschäft, das Heinrich gekauft hat und demnachst übernehmen will, für beide Teile gewinnbringende Aussichten verspricht, so wird Mieke sicher zugreifen. „Saubere“ geht es in diesem Stückchen gewiß nicht zu, aber die wienerische Luft mißsam dem Dialekt macht alles, selbst den Schmutz genießbar für lästernde Leute. Den Theaterabend beschloß die einaktige Charakterkomödie „Kollege“ von Annie Reumann-Hofer. Ein Künstlerpaar, er Klavierlöwe, sie Geigenfee, sind die „Kollegen“. Was an Temperament, Eitelkeit, Eigensinn, Schrankenlosigkeit, laprisciofer Lanne, großfürnemigen Käpönement, Eifersüchtelei und Schalkhaftigkeit großen verhätschelten Künstlern eigen zu sein pflegt, ist diesen beiden Leuten angehängt. Sie geben sich „entzündend“, nicht minder der jüdische Impresario, und so unterhält sich das Publikum, das ja so gern an seine Lieblinge glaubt, mit nachlässiger Freude. Herrn Emanuel Reichert ist Gelegenheit geboten, sich von seiner besten Seite zu zeigen. Er giebt den Moncel, den Zahlkellner Heinrich und den Impresario Schwarz, jeden mit viel Kunst und Wahrhaftigkeit und offenbart sich da wieder als vielseitiger Darsteller, dem das Publikum durch oftmalige Hervorrufe bewies, daß ihm der Löwenanteil am Erfolg gebühre. Die Mieke Manhardt wurde von Maria v. Littitz, der Frau des hier lebenden Wiener Schriftstellers Felix Dörmann, mit prächtiger Wiener Art gegeben. Alle andern Darsteller fanden sich mit ihren Rollen wader ab. —

Medizinisches.

en. Ueber Wesen und Belämpfung der Migräne hat Dr. Meggison eine eingehende Untersuchung angestellt. Er erörtert die verschiedenen Erscheinungen während eines Anfalls, insbesondere die Mitleidenschaft der Augen, und weist darauf hin, daß die Anfälle vielfach in den frühen Morgenstunden einsetzen. Der Arzt ist gewöhnlich außer Stande, eine sofortige Beseitigung des Leidens herbeizuführen. Es sind sehr mannigfache Beobachtungen bei der Migräne in Rechnung zu ziehen: der Sitz und die Art des Schmerzes, die allmähliche Steigerung seiner Heftigkeit, der Uebergang von einer Seite des Kopfes auf die andre, die Uebelkeit und Schwäche, die Verschlimmerung der Krankheitserscheinungen durch Licht, Lärm usw., die Wechsel im Pulsschlag und in der Körpertemperatur. Die Ansicht, daß die Migräne ausschließlich durch Ueberanstrengung der Augen hervorgerufen werde, findet nicht die Zustimmung Dr. Meggisons. Es ist sehr wahrscheinlich, daß eine ganze Reihe von Vorgängen im Körper bei der Entstehung dieses vielverbreiteten Leidens mitwirkt oder mitwirken kann. Der genannte Arzt führt zahlreiche Beweise für die Behauptung ins Feld, daß die Migräne zu sehr großem Teil durch Gifte verursacht wird, die sich im Darm bilden, aber nur unter gewissen Umständen dem übrigen Körper mitgeteilt werden, namentlich bei plötzlichen Erregungen und bei starker Uebermüdung. Aus seinen Beobachtungen hat Meggison den Schluß gezogen, daß eine wirksame Behandlung der Migräne in vielen Fällen durch Darmauspülungen zu erzielen sein möchte. In der That hat er auf diesem Wege häufig nicht unerhebliche Erfolge erreicht, ganz besonders, wenn diese Maßnahmen schon dann in Anwendung gebracht wurden, während die Migräne erst im Anzuge war. Nicht immer konnte eine Vermeidung des eigentlichen Anfalls erlangt werden, aber die Dauer der Migräne wurde dann wenigstens abgekürzt. Freilich wird es immer eine Anzahl von Leuten geben, bei denen diese Mittel nicht verschlagen, weil ihre Migräne eben aus anderen Ursachen entsteht. —

Summaristisches.

— Ausgeredet. Sie: „So, Du bringst den Hasen schon abgehäutet mit?“

Sonnensäger: „Ja, als er mich sah, ist er vor Angst gleich aus der Haut gefahren!“ —

— Das kleine Diebstahl. Gast: Was suchen Sie denn da, Kellner; haben Sie ein Geldstück verloren?“

Kellner: „Nein, aber Ihr Diebstahl ist mir vom Teller gefallen!“ —

— Immer langsam voran. Schreiber (der sich um eine Stelle bei dem Betriebsamt der Sekundärbahn bewirbt): „... außerdem bin ich perfekter Stenograph!“

Direktor: „Ach, das ist überflüssig, so eilig haben wir's hier nicht.“ — (Meggendorfer Blätter.)

Notizen.

— Wolzogen tritt mit dem 1. August von der Leitung des Bunten Theaters zurück. In dem Anschreiben, in welchem er seine Absicht der Presse zu wissen thut, findet sich folgende Stelle: „... Es ist anders gekommen. Mit einer in solchen Dingen bisher nur selten dagewesenen Uebereinstimmung werde ich von der gesamten Kritik der Reichshauptstadt und auch vieler Provinz-Recensenten, die an Geist und Einsicht hinter dieser nicht zurückstehen wollen, mit Schimpf, Hohn und Spott überschüttet. Nicht nur, daß man mich persönlich für die Sünden geschmack- und gewissenloser Nachahmer mit verantwortlich zu machen scheint, trachtet man auch meine ganze literarische Vergangenheit auszulöschen, mir jegliches Talent und jede eheliche künstlerische Absicht nach jeder Richtung hin abzuspreden — und es thut das zum Teil dieselben Leute, die mir noch vor wenigen Monaten wie einem Messias Palmen streuten!“ — Uns wundert, daß sich Wolzogen über die ihm zu teil gewordene Behandlung wundert. Was ihm passierte, ist das Los jeder verunglückten Gründung in Berlin. Wie Wolzogen weiter mitteilt, will Dr. Martin Bidel mit einer kleinen Gesellschaft das Geschäft im nächsten Jahre weiterführen. Wir werden ja sehen. —

— In Schönherr's „Sonnenabend“ wird bei der ersten Aufführung im Deutschen Theater Fr. Schöndchen vom Wiener Burg-Theater in der Mutterrolle gastieren. —

— In Wolzogen's „Buntem Theater“ werden folgende Reuheiten vorbereitet: die Tanzpantomime „Die Tanzfee“ von Karl Freiherr v. Leveyow und Caesar Mittener, Musik von Waldemar Wendland; „Die Ratsherren“, eine Scene von Fritz Sachs, und „Die Biene“, eine Rendezvous-Scene von Otto Fischer. —

— Der Durchmesser des Planeten Venus ist nach den neuesten Messungen, die von José Comas Solá in Barcelona herrühren, um 270 Kilometer kleiner als der der Erde. —

— In Venedig wurde in Palazzo Refaro eine neue Kunstgalerie mit bedeutenden Werken aller Nationen eröffnet. —